

Zertwende

in. Grande. Ich. Vozelzohlt. L. C. A.

Wegen. Koppenport

Die Schranke des Sozialpolitikers

Von Eugen Rosenstock

Das Wort „Sozial“ hat einen Weltklang. Es wird aber in Deutschland wenig bedacht, daß diesem Wörtlein in England oder Frankreich eine andere Klangfarbe zukommt als bei uns. In Frankreich und England gehört das Wort sozial für das Ohr des Herrn Jedermann zusammen mit Société, Society, also mit der Gesellschaft und dem gesellschaftlichen Leben des Landes. In England ist man „sozial“, wenn man Tee miteinander trinkt. Im Französischen gibt es keinen Völker„bund“, sondern eine Société des Nations. Der Franzose kann also bei „sozial“ Empfindungen haben wie wir bei „bündisch“. In Deutschland fehlt dem Wort jede Anlehnung an ein konkretes Hauptwort von Fleisch und Blut. Es hat nur die wenig kraftvolle Verbindung mit einem -ismus, dem Sozialismus nämlich, aufzuweisen. Diese Abstraktion des Wortes Sozialismus kann die „Unverbindlichkeit“ nicht gutmachen, die auf dem deutschen Wort „Sozial“ von Haus aus lastet, weil unser Ohr es nicht mit „Gesellschaft“ zusammenhört. Diese sprachliche Isolierung hat für die „soziale“ Frage Folgen gezeitigt.

Denn „Sozial“ ist das europäische Stichwort seit siebzig Jahren. Die russischen und die französischen Romane, und das heißt „die“ Literatur dieser Jahrzehnte, — die zwar vielleicht nicht die Weltliteratur der Zeit sein mag, aber die jedenfalls alle Welt liest, — sind soziale Romane. Es ist also für unser deutsches Schicksal unentbehrlich gewesen, das Wort doch einzuordnen in unseren Sprachschatz. Völkerpsychologisch ist das nun in sehr eigenartiger Weise geschehen. Der ganze Unterschied des Preußen vom Pariser oder Angelsachsen offenbart sich in dem Ersatzwort, das wir für Société gebildet haben, um das Wort sozial nicht nur an einen -ismus anzubinden, sondern um ihm eine Assoziation mit etwas Realem, eine Bindung an etwas Greifbares zu verschaffen. Der Akzent, der beim Pariser auf dem Salon der Gesellschaft liegt, der liegt in Preußen-Deutschland auf — den Büros der Staatsverwaltung. Der deutsche Beamtenstaat verstand unter Gesellschaft die Amtsstuben. Der Franzose sieht die Politik in dem außerstaatlichen Bereich der Gesellschaft begründet. 1914 z. B. hieß es in Frankreich: „Der Staat hat versagt; die Gesellschaft hat uns gerettet.“ Ein solcher Satz hätte in Preußen-Deutschland keinen Sinn gehabt und keinen Widerhall gefunden. Für den deutschen Beamtenmenschen war Politik das, was Überzeugung, Stimmung und Maßnahmen der Beamenschaft ausmacht.

Aus dieser Andersordnung der Volkskräfte auf deutschem Boden erklärt sich der einzigartige Wert des deutschen Wortes Sozialpolitik. Ein unübersetzbare Wort ist es. Und ein Ersatzwort. Sozialpolitik ist gegenüber Sozialismus das konkrete Hauptwort, mit dem „der deutsche Geist“ die Eigenschaft des „Sozialen“ an die charakteristische Trägerin des deutschen Wesens, an die Beamten-

macht geknüpft hat. Sozialpolitik ist Verwirklichung des Sozialen durch den deutschen Beamtenstaat. Alle guten Deutschen sind daher, weil und sowie sie beamtengläubig sind, im Laufe der Jahrzehnte von 1870 bis heute bei der Verehrung der Sozialpolitik eingemündet. Die Aufgabe des Weltgeistes „Sozial“ an die Zeit wird in Deutschland der inneren Staatsverwaltung zur Lösung übergeben. Man blicke nach Rußland oder Frankreich demgegenüber. In Rußland wird Heer und Außenpolitik, wird der Imperialismus umgebogen in das Fahrtgestell für das Soziale. In Frankreich, dem staatsmüden, staatsformenttäuschten Feinde alles Etatismus, wird das Soziale der Gesellschaft, der société, überlassen.

Die Rolle von Marxens „Kapital“ in den einzelnen Ländern ist übrigens genau entsprechend verschieden: in Rußland bedeutet Marx: Dynamit und Munition zur außenpolitischen Weltrevolution; in Deutschland ist das Buch ein Gesetzbuch wie das Corpus Juris, dessen Paragraphen von allen Funktionären der Bürokratie gelernt und gewußt werden, wie von den Referendaren das Preussische Landrecht. Dies ist nichts Geringses. Es bedarf solch eines geistigen Rittes, um die gemeinsame Kollegensprache abzugeben, mit deren Hilfe man sich bei der inneren Verwaltung schnell verständigt. In Frankreich? Ein überzeugter französischer Sozialist sagte mir über Marxens Werk: „Ce n'est qu'un livre“, „das ist nur ein Buch“. Schlagender kann die Vorherrschaft der menschlich-gesellschaftlichen Bindungen in Frankreich gegenüber der in Deutschland allmächtig waltenden „sachlichen“ Theorie nicht ausgedrückt werden.

„Sozialpolitik“ ist auf Grund dieser Verhältnisse die Synthese der Zeitaufgabe mit unserem Volksgeist geworden. Anderen Völkern ist das Pathos, mit dem wir unsere Sozialpolitik oft gepriesen haben, ein Greuel in den Ohren. Sie können nicht finden, daß Versicherungsämter, Klebmarken, Gewerbeinspektoren und Krankenkassen irgendwelche wärmeren Gefühle zu erregen imstande sind — so wenig wie die Polizei oder die Müllabfuhr. Sie nennen den ganzen Wohlfahrtsstaat „red tape“, den grünen Tisch.

Die Sozialisten bei uns haben ja lange die Sozialpolitik bekämpft, weil sie eben mehr, weil sie „Sozialismus“ wollten. Jeder Schritt in die Wirklichkeit hinein hat aber auch die deutschen Sozialisten nicht zur französischen Gesellschaft oder zum russischen Kommunismus, sondern zur deutschen Sozialpolitik hingezwungen. Kommunismus in Rußland, Sozialpolitik in Deutschland, Société in Frankreich sind ja — was oft übersehen wird — gegenüber der rein theoretischen Forderung: „Sozialismus“ alles drei Realitäten. Und jedes Eigenschaftswort wie unser sozial muß zwischen Utopie und Wirklichkeit ausgependelt werden. Jede Eigenschaft kann nur an etwas Wirklichem und aus etwas Wirklichem heraus zum Substantiv auskristallisieren. Und dieser reale Ausgangspunkt heißt bei uns Staat, nicht Gesellschaft. Und im Hinblick auf diese Eigenschaft wird der staatliche Bereich durch das Wort Sozialpolitik be-

zeichnet. Der Weg der deutschen Sozialisten aus der Theorie in die Realität hinein heißt deshalb auch Sozialpolitik genau wie bei den Kathedersozialisten, den Christlich-Sozialen, den Katholisch-Sozialen und den National-Sozialen.

Darin liegt aber die ungeheuerere, kaum hoch genug anzuschlagende Bedeutung der Sozialpolitik. Auf sie trafen alle Deutschen, woher immer ihr Weg kam, zu, weil sie Deutsche waren. Es gibt viele Mundarten und Dialekte, in denen bei uns sozialpolitisch geredet wird. Aber diese Dialekte sind doch nur Dialekte der einen sozialpolitischen Staats- und Volkssprache der Zeit. Die Fülle der Dialekte verbirgt das oft. Friedrich Naumann, Adolf Stöcker, Franz Hitze, Karl Legien, Gustav Schmoller — diese Namen decken doch ganz verschiedene Menschen und Schicksale? Aber nur so, wie Mundarten die Sprache reich gliedern. Ein Schicksal spiegelt sich in allen. Dieses Schicksal umfaßt wie alles Schicksal Leben und Tod. Diese verschiedenen deutschen Geistesstämme, die hinter den genannten Männern als Gefolgschaften stehen, haben Sozialpolitik gemeinsam ins Leben gerufen. Sie haben aber auch alle gemeinsam einen Tod auf dem Gewissen. Leben ist ohne Tod nicht zu haben.

Daß Sozialpolitik uns etwas gekostet hat, wird heute wohl dumpf empfunden. Und in diesem dumpfen Gefühl will man Sozialpolitik begrenzen oder beschränken. Man spricht heut gern von einer „Krise in der Sozialpolitik“. Ich halte dies Schlagwort für falsch und irreführend. Es besteht kein „sachlicher“ Gegengrund gegen Sozialpolitik. Das was empfunden wird, hat keine sachlichen, sondern menschliche und persönliche Ursachen. Die Empfindung ist deswegen nicht etwa unsachlich, sondern sie reicht nur in viel größere Tiefen unseres Schicksals als Volk und Menschheitsglieder hinunter, als sich durch die Stellung zu sozialpolitischen Maßnahmen und Gesetzen ausdrücken läßt.

Dies möchte ich mit meinen Ausführungen hier klarzustellen versuchen. Der deutsche Mensch revoltiert heut gegen sich selbst, wenn er um seine Stellung zur Sozialpolitik ringt. Nicht die Sozialpolitik wird durch diese Revolte bedroht, sondern die deutsche Art, Eigenart und Unart hat sich in der zentralen Rolle der Sozialpolitik ausgedrückt. Ob die Sozialpolitik in Herzen und Köpfen der Deutschen an der richtigen Stelle steht, ist die Frage. Hingegen ist es keine Frage, die uns hier beschäftigt, ob die Sozialpolitik draußen im Reich der Gesetzgebung richtig oder falsch ist. Vom sachlichen Gesichtspunkt aus leugne ich eine Krise der Sozialpolitik. Fast alle einzelnen Maßnahmen der Sozialpolitik sind notwendig und unvermeidlich gewesen und werden es auch weiterhin sein.

Weil wir also die Frage nicht in der Sache sondern in den Personen und im Volksganzen sehen, haben wir den Aufsatz überschrieben: Die Schranke des Sozialpolitikers. Einiges Sachliche muß aber vorher gesagt werden. Sozialpolitik ist die Abwehr der Folgen der Vertragsfreiheit für den wirtschaftlich Schwächeren. Wenn ein junges vermögensloses Ehepaar sich einrichten will, so ist es gegenüber dem Möbelhändler der schwächere Teil. Das Ehebett lockt all-

zusehr und so gerät es leicht in Bucherhände. Das Recht aber behandelt Käufer und Verkäufer auch in diesem Falle an sich so, als wären beide gleich nüchterne Rechner über Ware und Preis. Da setzt Sozialpolitik ein. Sozialpolitik hilft aus durch das Gesetz über Abzahlungskäufe. Die schlimmste Übervorteilung der Heiratslustigen wird dadurch unmöglich. Ähnlich ist Mieterschutz Sozialpolitik, solange der Mieter der wirtschaftlich Schwächere ist.

Beim Arbeitsvertrag ist der Arbeitnehmer nicht in der Lage zu warten; er muß Arbeit haben, weil er sonst hungert und weil seine Arbeitskraft sinkt und entwertet wird, wenn sie brach liegt.

Sozialpolitik hat alle die großartigen Apparaturen geschaffen, um die Arbeitskraft vor den Folgen dieser schwächeren Lage zu schützen. Das ist aber notwendig, weil unser Recht die Vertragsfreiheit geschaffen hat. Durch die Vertragsfreiheit wird es so angesehen, als sei der Arbeitnehmer in derselben Lage wie der Arbeitgeber. Diese rechtliche Fiktion muß durch Sozialpolitik hinterher wieder gutgemacht werden. Mit andern Worten: was Gesetzgeber und Richter nicht ordnen können, weil ihr Schema nicht paßt, weil nämlich die beiden Partner beim Vertragsschluß, die sie für gleich frei halten, wirtschaftlich nicht gleich „frei“ sind, das muß der Verwaltungsapparat hinterher reparieren. Sozialpolitik ist ein Heftpflasterverband gegen alle Schäden des Privatrechts und seiner Gerichte, angelegt vom Beamtenstaat.

Sozialpolitik ist heute bereits weitgehend ergänzt oder ersetzt worden durch eine zweite Stufe moderner Gesellschaftsordnung, durch das was wir „Arbeitsrecht“ nennen. Arbeitsrecht zielt im großen und ganzen auf dieselben Maßnahmen ab wie Sozialpolitik, also auf Betriebschutz, Alters-, Kranken- und Unfallfürsorge, Arbeitszeitregelung, billigen Rechtsschutz usw. usw. Aber ein Unterschied, der sehr bedeutsam ist, besteht zwischen Sozialpolitik und Arbeitsrecht in den Trägern. In der Epoche der „Sozialpolitik“ wird die soziale Frage im wesentlichen durch die Organe des Staates, durch Beamte, gelöst und betreut. Diese Art hat bis in den Krieg hinein geherrscht. Seitdem macht das Arbeitsrecht Epoche. Die Träger der Wirtschaft, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, treten an die Stelle der reinen Bürokratie. Einige bekannte Beispiele. Die Arbeitsämter werden nicht nur durch Beamte, sondern überwiegend durch Angestellte besetzt. Die Arbeitsgerichte der ersten Instanz lassen die staatlich examinierenen Rechtsanwälte nicht zu. Die Selbstverwaltung der Krankenkassen war schon lange vor dem Kriege zur hohen Schule der Arbeitsführer geworden. Die Justizverwaltung darf über die Besetzung der Arbeitsgerichte nicht allein verfügen, sondern sie muß sich dabei die Mitwirkung der sozialpolitisch erprobten und politisch beweglicheren Verwaltungsbehörden gefallen lassen. Die Tarifverträge nicht nur, sondern auch der Reichswirtschaftsrat bauen auf den wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf.

Diese Beispiele klären das Verhältnis des Arbeitsrechts zur Sozialpolitik.

Selbstverwaltung der Wirtschaftsträger bringt das Arbeitsrecht für die Sozialpolitik gegenüber der Staatsverwaltung, Verwaltung und Bürokratie wird auch durch „Arbeitsrecht“ nicht beseitigt, nur anders verlagert: in die Wirtschaft hinein. Auch Arbeitsrecht ist noch deutschen Stils, reine Rechts- und Verwaltungsmaßnahme, wenn auch Maßnahme der Träger der freiwilligen Selbstverwaltung, der Verbände. Die Arbeiterschaft ist mittels des Arbeitsrechts der Fürsorge der Sozialpolitiker ledig geworden. Sie hat diese Männer beerbt. Aber was sie tut, ist nun doch dasselbe. Nur tut heute und erkämpft sich heute die Arbeiterschaft selbst das, was zuvor der Sozialpolitiker für sie gefordert hatte.

Sehr deutlich ist dieser Zusammenhang bei einem Sozialpolitiker wie Franz Hitze, dem Führer von München-Gladbach. Dieser liebenswerte Priester lernt in der Zusammenarbeit mit dem Fabrikanten Brands die Fülle der praktischen sozialpolitischen Aufgaben kennen. Er wird von den Kathedersozialistischen Regierungsstellen herangezogen, so daß sich zu Hitzes Erstaunen die rheinische und die Berliner Mundart in der Sozialpolitik auszutauschen beginnen. Er kommt in den Reichstag und wird der fleißige, kenntnisreiche, unermüdliche Bearbeiter der Sozialpolitik. Hunderte von Anträgen hat er verfaßt, beraten, vertreten, die jetzt fast alle in dem ansprechenden Buche von Franz Müller über Hitze mitgeteilt werden (Hamburg 1928, Hanseatische Verlagsanstalt). Derselbe Hitze steht der Gründung der Christlichen Gewerkschaften nahe, begrüßt ihr Fortschreiten und ist glücklich, als nach dem Zusammenbruch die sozialpolitische Selbstverwaltung in dem von ihm längst gewünschten Maße auf Betriebsräte und Gewerkschaften übergeht.

Sowohl Ernst Michel wie ich haben nun mündlich und schriftlich seit dem Zusammenbruch darauf hingewiesen, daß hinter der staatlichen Sozialpolitik von 1878 und ihrer Abwandlung durch die sozialpolitische Selbstverwaltung im Arbeitsrecht heut eine dritte Stufe Epoche machen will und muß. Franz Müller in seiner eben erwähnten Biographie macht sich diese Periodisierung zu eigen; und Erscheinungen im Wirtschaftsleben wie die Kämpfe um das Dinta in Gelsenkirchen-Düsseldorf, die Kämpfe um den Entwurf des Berufsausbildungsgesetzes und manches andere zeigen, daß wir heute vor neuen Schwierigkeiten und Lösungen stehen. Diese Schwierigkeiten stellen nicht die Sozialpolitik in Frage. Vielmehr wird sie als selbstverständlich vorausgesetzt! Denn daß der Arbeitsmarkt die Vertragsfreiheit des Einzelnen nicht erträgt, ist heut jedermann bereits selbstverständlich. Wie gründlich dieser Umschlag erfolgt ist, zeigt eine charakteristische Äußerung des Vorsitzenden der deutschen Arbeitgeberverbände. In einem Vortrag, den er in dieser Eigenschaft hielt, forderte er 1926 „Vertragsfreiheit“ für das Arbeitsverhältnis. Der Jurist denkt bei Vertragsfreiheit an die Rechtsfigur des Dienstvertrages im bürgerlichen Recht und an den § 105 der Gewerbeordnung, der mit lauter einzelnen freien Arbeitsverträgen

rechnet. Aber in dem Munde dieses führenden Industriellen sollte damit der — Tarifvertrag gemeint sein!! Und unter „Vertragsfreiheit“ verstand er nur die ja heutzutage allgemein bekannte Forderung nach Einschränkung der staatlichen Schlichtertätigkeit. Mit anderen Worten: Die Arbeitgeber verstehen auch ihrerseits unter „Vertragsfreiheit“ bereits nicht mehr den Abschluß jenes Vertrages zweier scheinbar gleich freien Individuen, eines Arbeiters und eines Unternehmers, wie sie es etwa noch 1905 auf dem Mannheimer Kongreß öffentlich umkämpft haben, sondern bereits den Abschluß eines Vertrages zwischen gleich mächtigen Partnern, zwischen Gewerkschaft einerseits und dem Arbeitgeber andererseits. Das Wort Vertragsfreiheit ist damit radikal umgedeutet.

So sehr ist also die Ära der Sozialpolitik bereits die Grundlage unseres Daseins geworden. Die Begriffe der vorsozialpolitischen Zeit werden jetzt bereits nur noch im Sinne der Sozialpolitik verstanden und umgedacht. Die Sprache der heutigen deutschen Wirtschaft kennt oder begreift im wesentlichen keine älteren Vokabeln mehr als solche aus der Ära der Sozialpolitik und des Arbeitsrechts. Beispiele sind „Belegschaft“, „Betrieb“, „Arbeitsvertrag“.

Wenn etwas aus Ziel und Programm Grundlage und Voraussetzung wird, dann tritt eine Umkehrung in der Stimmung seiner Träger ein. Wo bisher die Fülle war, — beim Blick nach vorwärts, da tritt eine öde graue Fläche vor das geistige Auge. Und andererseits unter den Füßen, dort wo bisher der Boden fehlte, wo man ohne Grund schwankte und in einer See von Plagen zu versinken glaubte, da spürt man plötzlich festen, unbeweglichen Halt für den Fuß. Man kann sich sicher bewegen und hin und her gehen „auf der wohlgegründeten dauernden Erde“.

Führer in dies Festland sind die Sozialpolitiker gewesen. Und ihr Los ist es, das in dieser Umkehrung plötzlich deutlich wird als ein tragisches. Alle menschlichen Schicksalsfragen sind Fragen auf Leben und Tod. Die Sozialpolitik ist ins Leben getreten. Damit sie lebe, ist der Sozialpolitiker gestorben. Die Sozialpolitik hat geistig gesehen dem Sozialpolitiker das Leben gekostet. Dies ist nicht als eine spielerische Phrase gemeint, sondern wörtlich zu verstehen. Freilich den Sinn dessen, was wir damit sagen wollen, wird erst unser ganzer Aufsatz herausarbeiten können.

Ideen kommen nicht ohne Opfer zum Leben. Es ist uns längst nicht gegenwärtig genug, daß in jedem Augenblick das Geschehen, durch das die Ökonomie unseres Heilsplanes verwirklicht wird, Menschenart und Menschenwesen aufzehrt und kostet. Die wirkliche und wirksame Geschichte kostet nicht nur bestimmte Lebenskraft, Gesundheit, Nerven und Muskeln von leiblichen Menschen, sondern bestimmte Typen, Menschenarten, sind es, die aufgezehrt und eingeschmolzen werden, um etwas Neues durchzusetzen.

Am Fall Sozialpolitik ist ein ungeheures Debet aufzuweisen an Menschenart, die für die Sozialpolitik nicht ihr Leben im äußerlichen Sinne, aber ihre

Art gelassen haben. Was meinen wir damit? Wer sind denn die Sozialpolitiker gewesen? Schmoller und Wagner, Friedrich Naumann und Stöcker, Franz Hitze und Brauns, ja und wer waren unsere Sozialisten? Karl Marx und Ferdinand Lassalle?

Professoren, Pastoren, Priester, Philosophen sind Sozialisten oder Sozialpolitiker geworden. Alle diese Ämter stammen aus einer vorliberalen, vor-kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Marx und Lassalle verdanken ihren Kredit der Autorität des Gelehrten und des Denkers, die Descartes und Spinoza sich erworben hatten. Naumann und Stöcker so gut wie die Kathedersozialisten verdanken ihre Autorität den Luther und Melanchthon der Reformation. Die priesterliche Autorität eines Hitze oder Brauns liegt klar zutage. Überall sind es ältere Ämter einer geistigen Welt, die ihren Trägern Kredit gewähren und sie durch diesen Kredit ihrer Sache sicher machen. Alle diese Männer verdanken ihren Glauben und ihr Geglaubtbekommen einer Gesellschaft, in der es eine geistige Rangordnung gab kraft Kirche, Staat und Wissenschaft.

Marx so gut wie Spinoza sind clerici, Angehörige einer anerkannten geistigen Schicht im Volke — die Pastoren, Priester und Professoren sind in derselben Lage eines Klerikerstandes gegenüber dem Volk. In eine „freie“ und durch ihre gleichmäßige Freiheit ungerechte Gesellschaft, in die des 19. Jahrhunderts, haben sich die besten Inhaber der geistigen Erbämter hineingestürzt, um dem Unrecht zu wehren. Was bedeutet das? Die Väter und Motoren unserer Sozialpolitik waren nicht selbst Produkte der Gesellschaft, in die hinein die Sozialpolitik wirken soll, sondern sie sind ihrer „Art“ nach älter als diese Gesellschaft gewesen. Ihre Art erzeugt sich auch nicht wieder in dieser Gesellschaft. Ihre Erbämter sterben nämlich aus, je mehr diese Gesellschaft sich durchsetzt. Denn diese moderne Gesellschaft kommerzialisiert alle Ämter. Sie macht die Arbeitskraft zur Ware. Kein Wunder, daß sie auch den Pfarrer zum bezahlten Angestellten einer Machtgruppe stempelt, daß sie an keine Interesselosigkeit glaubt. „Jeder Mensch hat seinen Preis“, sagt Bernhard Shaw, der ganz in und aus den Kräften dieser Gesellschaft lebt.

Die moderne Gesellschaft verengt den Begriff der Ökonomie auf die reine Warensphäre. Der „Warenfetischismus“ ist kein leerer Wahn. Dem Wort Ökonomie geschieht freilich dabei Unrecht. Ökonomie, Haushalt ist ja theologisch und philosophisch der umfassendste Begriff für die Ordnung aller menschlichen Kräfte. Ökonomie soll das Haushalten der geistigen, seelischen und leiblichen Mächte und Kräfte bezeichnen, so wie sie im Dikos, dem Haus ununterscheidbar sich vorfinden, solange dort das Leben der Geschlechter und der Kampf ums Dasein beides verbunden ablief. Die „ökonomische“ Geschichtsbetrachtung stellt daher eine umfassende und eine im christlichen Zeitalter einzig mögliche Ansicht der in uns Menschen angelegten Schöpfungsgeschichte dar. Aber wie man weiß, wird meistens aus der ökonomischen die materialistische Geschichtsbetrachtung

durch eine Art Jonglierkunststück gemacht. Und auch praktisch ist das Geld heute der Ausdruck für die Wirtschaft, der alle anderen Wirtschaftskräfte — die natürlich heute wie immer wirken — verdeckt.

In einer solchen Gesellschaft erhebt sich eine Frage, die der Sozialpolitiker nicht kannte und nicht zu kennen brauchte, ja auf die er sogar ausdrücklich und willentlich vergaß, als er sich beherzt in den Abgrund der Zeit stürzte. Naumann und Göhre haben sogar bewußt den Chorrock ausgezogen, Lassalle und Marx haben sich aus Denkern in Agitatoren verwandelt, Hitze und Brauns, die katholischen Priester, sind mit Leib und Seele zu Sozialpolitikern geworden, — sie haben die Erneuerung der geistigen Erbämter auf sich beruhen lassen — um der Gesellschaft zu dienen. Sie haben damit diese Gesellschaft stabilisiert. In die moderne Marktwirtschaft ist nun dank der Sozialpolitik und des Arbeitsrechts auch die Arbeitskraft einorganisiert. Sie ist kartelliert und organisiert wie jede andere Rohstoffbewirtschaftung auf dem Markt. Die kommerzialisierte Gesellschaft ist durchgeführt. Ein Jenseits dieser kapitalistischen Gesellschaft erscheint um so weniger denkbar, je besser Sozialpolitik und Arbeitsrecht funktionieren.

Der ökonomische Bereich ist nun allmächtig, trotzdem er von Wissenschaft und Praxis auf das Materielle und Wirtschaftliche eingeschränkt wird. Eine glaubenslose Gesellschaft ohne Geistesämter ist die Folge. Weder Gemeinschaft noch Autorität des Geistes haben in einer solchen Gesellschaft ihre Stätte. Die Gesellschaft hat keine Religion, und kann keine haben, denn das wäre eine nicht ökonomische, nicht rationale Bindung. Sie hat auch keine Philosophie, am wenigsten eine Religionsphilosophie. Denn das würde wieder voraussetzen eine praktische Verpflichtung zum Handeln für das Ganze, etwa im Sinne einer Staatsraison. Die „Gesellschaft“ kennt nur Meinungen und Ansichten und Interessen. Es gibt Meinungen und Ansichten, die bezahlt werden und Geld einbringen, und solche, die das weniger oder gar nicht tun, oder sogar Geld kosten. Die letzteren bleiben „ungefragt“ und unverständlich. Sie scheinen zur Aufrichtung der Gesellschaft nichts beitragen zu können.

Die Gesellschaft wäre für Parmenides das $\mu\eta\ \delta\upsilon$, das was nicht sein soll, weil sie ihrem Wesen nach aller gemeinsamen Dogmen, Überzeugungen, aller geistigen oder seelischen Freiheit spottet. Sie sieht nur Knechte des Interesses und läßt sie diesen ihren Interessen frönen und fronden. Wo bleiben in dieser Gesellschaft die geistigen Ämter? Wo bleibt die Autorität? Die Erbämter vorgeellschaftlicher Art werden in keinem Fall ohne weiteres ihre Geltung behaupten in einer durchkapitalisierten Welt. Und ebensowenig wird das lateinische Wort Autorität heute von den Massen in der modernen Gesellschaft ohne weiteres aufgenommen werden. In Amt und Autorität steckt aber ein ewiger Wert, ohne den keine menschliche Gruppe sich behaupten kann. Sich selbst behaupten kann nämlich nur, wer sich ein Haupt zu geben versteht und wer dieses Haupt

dann auch walten läßt. Soll also innerhalb der durchkapitalisierten Gesellschaft ein gemeinschaftliches Leben der Menschen fortbestehen, so sind Häupter unentbehrlich, die Gewalt haben über die Menge. Kraftvoll müssen die Häupter sein, vernünftig ihre Gewalt, dann kann gemeinsames Leben gedeihen.

Gewalt und Kraft verpönt unsere Gesellschaft. Sie versteht unter Gewalt und Kraft geßliffentlich rohe Gewalt und rohe Kraft. Vor dem Menschen in der Herrlichkeit seiner Vernunft und in der ungebrochenen Einheit aller seiner Kräfte ist ihr bange. Sie beansprucht jedermann nur für Teilleistungen. Sie bezahlt gern und willig solche Teilleistungen, dem Schriftsteller sein Buch, dem Gelehrten seinen Vortrag, dem Sänger sein Lied, dem Arbeiter sein Werkstück. Sie baut aber alle festen Stellen, alle „Lebensstellungen“ ab. In ihnen wittert sie zunächst Sinekuren und Pfründen. Sie will, daß sich jeder jeden Tag sein Leben neu verdiene durch eine meß- und wägbare Leistung. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung holt aus uns das Außerste an Leistungen heraus. Nie waren wir so fleißig wie heute. Aber sie erlaubt niemandem, sich der Arbeitsteilung zu entziehen. Er darf sechs Spezialitäten ausüben, ehe er ganz er selbst sein darf. Selbst die Frau ist in dieser Welt Ehefrau, Mutter, berufstätig, Politikerin, ehe sie einfach sie selbst sein darf. Diese Zerspaltung des Einzelnen in viele nützliche, einzelne bezahlte und einzeln organisierte Arbeitsleistungen ist unvermeidlich und als unvermeidlich hinzunehmen.

Nur bedarf sie der Gegenwirkung. Sie versagt nämlich überall dort, wo vernünftige Gewalt sich bilden muß. Im modernen Betrieb z. B. benötigt der Leiter Wartungsfreiheit. Heut herrscht im Betrieb, weil er laufen und produzieren muß, auch Gewalt, aber vielfach ist diese Gewalt ungeistig und roh, weil sie von der modernen Gesellschaft nicht ausgebildet und gestaltet, sondern nur widerwillig zugelassen und ertragen wird. Kräfte, die man am liebsten sich nicht eingestände oder übersehen möchte, rächen sich durch ihr „ungeschlachtetes“, ungeartetes Wesen. Weil die moderne Gesellschaft des Geldes und der Ratio sich die Gewalt verhehlt, ohne die auch sie nicht auskommt, deshalb bleibt diese Gewalt ungeschlacht. Sie ist bloß da wie zufällig und von ungefähr, ohne durch Bildung und Erziehung gestaltet zu sein. Der Nachwuchs in der Leitung unserer Wirtschaftsbetriebe, aber auch in den Stellen der großen politischen Ordnungen, wird mehr oder weniger zufällig durch Examina und Spezialleistungen ausgesiebt. Der „ganze Mann“ ist kein gern gesehener Mitarbeiter. Er ist unbequem. Trotzdem ist er es, der allein den gesellschaftlichen Apparat in Gang halten kann. Nur wo es vollwertige Oberhäupter gibt, kann das auch in der modernen Gesellschaft und in ihr erst recht notwendige Gemeinschaftsleben der Menschen gedeihen. Diese Oberhäupter müssen ja vertrauensgetragen führen. Dazu bedürfen sie freilich ihrerseits des geistigen Rückhalts, der inneren Verbindung untereinander, der seelischen Zucht. Das sind aber lauter Dinge, die von den gesellschaftlichen Mächten nicht gewährt werden. Wo ist die seelische Heimat

der Führerkräfte? Im Gesellschaftlichen wird sie nie liegen können; denn dies erzeugt solche „Waren“ nicht. „Von selbst“ bilden sie sich ebenfalls nicht. Um der Selbstbehauptung der Gesellschaft willen braucht diese selbst eine nicht-gesellschaftliche Ordnung. Diese nichtgesellschaftliche Ordnung muß ihr zur Seite treten als Ordnerin des Gemeinschaftslebens der Menschen, die sich in der Arbeitsteilung unausgesetzt auseinanderleben. Volksordnung, wie diese Ordnerin hier kurz genannt werden mag, muß der wirtschaftlichen Ökonomie der leiblichen und materiellen Kräfte die geistige Ökonomie der seelischen Energien einverleiben. Die tote, aber exakte, leistungsfähige und an sich unentbehrliche Ebbe- und Fluteinrichtung „Gesellschaft“ bedarf des scheinbar überflüssigen Luxusartikels Volksordnung, wie die Maschine des Dls. Das Maschinenöl entspringt der vom Menschen weder geschaffenen noch gemachten Erde. Die Volksordnung holt ihre Energien ebenfalls aus einer vom Menschen weder geschaffenen noch gemachten Kraftquelle — aus dem Menschengeschlecht. Der Gesellschaftsmensch wird hier die Achseln zucken und sagen: Darum kümmern wir uns doch längst: „Menschenökonomie“, „Menschenführung“, „Erziehung“, „Berufsausbildung“, „Führerauslese“, „Volksgemeinschaft“, „Klassenlose Gesellschaft“, „Erwachsenenbildung“, „Elastizität“ oder „Wendigkeit“ des Einzelnen und des Volkes, so heißen doch heut die Schlagworte, mit denen die Gesellschaft selber in der Richtung auf diese Energien sich vortastet. Sie will so selber die Mechanisierung, Nervosität, Führerkrisis, Überalterung, Bürokratisierung, den Raubbau mit Menschenkraft, den Klassenkampf oder die Blasiertheit und wie die negativen Vorzeichen alle heißen, bekämpfen, damit sie nicht leerläuft. Sie sucht nach Maßstäben für den Menschen, der die Hauptsachen von den Nebensachen zu unterscheiden weiß, der vernünftige Gewalten an die Stelle der sinnlosen und rohen Gewalten zu setzen vermöchte. Sie wartet auf eine geistige Ordnung des Volkes, das ihr in seinen Altersstufen und Geschlechtern entgegenwache. Wir haben an anderen Orten vielfältig über diese Forderungen gehandelt und zusammen mit vielen anderen Wege zu ihrer Befriedigung besprochen und beschrieben.*

Wir treffen aber auf diesem Wege oft das Mißverständnis, als sei noch der Sozialpolitiker der Mann der Stunde. Niemand wird heute den Mathematiker oder den Seefahrer oder den Jäger für den Mann der Stunde erklären. Mathematik, Seefahrt und Jagd sind da und sollen da sein; aber ihre Träger sind geschaffen. Ihr Typ ist da als Abart des Menschengeschlechts. So steht es mit dem Sozialpolitiker. Sozialpolitik ist da und soll da sein.

* Rosenstock: Lebensarbeit in der Industrie und Aufgaben einer europäischen Arbeitsfront, Berlin 1926. — Nicht-Rosenstock: Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912 bis 1926, Leipzig 1926. — Rosenstock-Wittig: Das Alter der Kirche I—V 1927/28. — Rosenstock: Leben und Arbeit, Zeitwende, April 1928. — Das Erste Jahr der Deutschen Schule für Volkserforschung und Erwachsenenbildung, Stuttgart, Silberburg, 1927. — Friß Klatt: Freizeit, 1929.

Der Sozialpolitiker ist da und trägt die moderne Gesellschaft bereits mit. Aber die besten geistigen Ämter der vorgegesellschaftlichen Welt, der staatlichen Zeit, sind der Sozialpolitik aufgeopfert worden. Die Gegenwart, die der Gesellschaft Nachwuchs, Erneuerung, Bestand und Menschlichkeit sichert, kann vom Sozialpolitiker nicht gestaltet werden. Das meinen wir mit unserer These: der Sozialpolitiker sei gestorben, damit die Sozialpolitik lebe. Denn er hat ja sein Erbannt selbstvergessen umgemünzt in sozialpolitische, in gesellschaftliche Maßnahmen. Die deutschen Sozialpolitiker sind die Symptome für die Einschmelzung aller vorkapitalistischen Ordnung. Je edler und kostbarer die Persönlichkeiten, die sich vom Pfarrer, vom Philosophen, vom Priester zum Sozialpolitiker, zum Agitator und zum Parteigründer bekehrt haben, desto eindringlicher machen sie diesen Einschmelzungsprozeß. Sie haben das Diesseits und den Alltag ordnen müssen und ordnen wollen. Und das haben sie geleistet. Man kann diese Männer nur bewundern. So radikal ist der Bruch, den sie ihrer eigenen Herkunft angetan haben um der Rettung der Massen willen.

Aber ihre Schranke sollen wir nicht übersehen. Die Schranke läuft dort, wo nicht ihre Leistung, sondern ihre Herkunft in Frage kommt. Das was sie aufopfern mußten, das müssen wir wieder gewinnen, um uns zu behaupten: Geistige Gewalten im Volk, Ordnung von Jugend und Alter, Selbstbehauptung des ganzen Mannes und des ganzen Weibes in der Arbeitsteilung der Gesellschaft. Die Ordnung jenseits der reinen Wirtschaftsgesellschaft — sie ist die Schranke des Sozialpolitikers.

Neugestaltung der Ehe?

Von Helmuth Schreiner

II

Nicht nur das Verhältnis der Geschlechter überhaupt hat im Laufe der Geschichte eine Entwicklung durchgemacht. Auch dort, wo die Gültigkeit der Eihe erkannt und gesehen wurde, hat man um den Sinn der Ehe gerungen, vor allem innerhalb der geistigen Kultur des Christentumes. Der grundlegende Satz der christlichen Sexualethik spricht aus, daß die Erfüllung der Liebe in der Gemeinschaft der Geschlechter nur in der Unbedingtheit ihrer Bindung gefunden werden kann. Abgesehen von dieser Grundeinsicht, über die hier nie ein Zweifel geherrscht hat, zeigt die Geschichte der christlichen Ethik jedoch tiefgreifende Gegensätze in der Auffassung der Ehe. Vor allem in den letzten beiden Jahrhunderten hat es sich bitter gerächt, daß wir keine klare und einheitliche evangelische Sexualethik hatten, welche die Eigenart des neutestamentlichen Verständnisses der Ehe und ihre Bedeutung für die individuelle Liebesgestaltung herausstellte. Aber die Erkenntnis jener Gegensätze, um die im

Laufe der Kirchengeschichte gerungen wurde, kann uns zum wichtigen Hinweis auf die heutige Aufgabe werden.

Das Urchristentum hat sich ausdrücklich die alttestamentliche Auffassung zu eigen gemacht, nach welcher der Fortpflanzungstrieb geheiligt ist. Kinder sind Geschenk und Segen Gottes. Aber es ist nicht dabei stehen geblieben. Wie die Arbeit, so stammt auch die Ehe aus dem Paradies. Schon dieser Tatbestand kann davor bewahren den Gehalt der Ehe auf die Fortpflanzungsgemeinschaft zu beschränken. In der Tat hat das Urchristentum niemals den Irrweg beschritten die Ehe als das beste Mittel zur Erzielung von gesunder Nachkommenschaft zu rechtfertigen. Es ist nicht zufällig, daß die Ehe als Bild für den Ausdruck der höchsten Gemeinschaft gebraucht wird. Ähnlich wie die Menschen untereinander verbunden sind in der Ehe, nur noch viel inniger und tiefer, ist die Verbundenheit zwischen Christus und der Gemeinde. Das Urchristentum hat also die Ehe wesentlich als Ausdruck und Gestaltungsmittel einer höheren Gemeinschaft gewertet. Auch zur Zeit der beginnenden Kirche tritt die Auffassung, Fortpflanzung sei „*finis principalis*“, eigentlicher Zweck der Ehe, zurück, so daß sogar Kirchenväter erklären können, das alttestamentliche Gebot „Seid fruchtbar und mehret euch“ habe für ihre Zeit an Bedeutung verloren. Wer gibt uns das Recht diese Stellungnahme nur eschatologisch aus der Erwartung des nahen Endes zu erklären? Liegt sie nicht vielmehr unmittelbar im Evangelium begründet?

Aber dann kam die Zeit der großen Wende, der Kampf mit dem Gnostizismus und Manichäismus. Libertinismus und Askese lehnten beide, wenn auch aus entgegengesetzten Beweggründen, die Ehe als Fortpflanzungsgemeinschaft überhaupt ab. Augustin hat dagegen das für die damalige Zeit entscheidende Wort gesprochen, den objektiven Naturzweck der Geschlechtlichkeit betont und in ihm eine Befundung des Willens Gottes gesehen. Lust und Eros können nur als anlockende Begleiterscheinung gelten. In jener großen allgemeinen religionsgeschichtlichen Auseinandersetzung ging es im Grunde um Sein und Nichtsein der Kirche. Kein Wunder, daß auch für dieses Sondergebiet der Gegensatz sich bis zur Unwahrheit zuspitzen mußte. Im Kampf gegen die libertinistische Gruppe wird von der Kirche die Lust geradezu als satanisch bezeichnet. Man läßt sich die Kampffront vom Feinde vorschreiben und isoliert auf diese Weise das Verständnis der Ehe auf die Fortpflanzung. Die Folgen sind eindeutig. Nicht nur jedes Verhältnisswesen, jede Abtreibung und Kindesaussetzung wurde von der Ethik des Mittelalters weithin verurteilt, auch jede Anwendung von Verhütungsmitteln, jede Form der Rationalisierung und jede auf die Sinneslust während des Geschlechtsaktes gerichtete Absicht. Seit jenen Tagen will der Vorwurf der Leibfeindschaft des Christentums nicht mehr verstummen. Die unselige Verwechslung von „Leib“ und „Fleisch“, vor der ein aufmerksames Lesen der Paulusbriefe eigentlich bewahren könnte,

der Führerkräfte? Im Gesellschaftlichen wird sie nie liegen können; denn dies erzeugt solche „Waren“ nicht. „Von selbst“ bilden sie sich ebenfalls nicht. Um der Selbstbehauptung der Gesellschaft willen braucht diese selbst eine nicht-gesellschaftliche Ordnung. Diese nichtgesellschaftliche Ordnung muß ihr zur Seite treten als Ordnerin des Gemeinschaftslebens der Menschen, die sich in der Arbeitsteilung unausgesetzt auseinanderleben. Volksordnung, wie diese Ordnerin hier kurz genannt werden mag, muß der wirtschaftlichen Ökonomie der leiblichen und materiellen Kräfte die geistige Ökonomie der seelischen Energien einverleiben. Die tote, aber erakte, leistungsfähige und an sich unentbehrliche Ebbe- und Fluteinrichtung „Gesellschaft“ bedarf des scheinbar überflüssigen Luxusartikels Volksordnung, wie die Maschine des Öls. Das Maschinenöl entspringt der vom Menschen weder geschaffenen noch gemachten Erde. Die Volksordnung holt ihre Energien ebenfalls aus einer vom Menschen weder geschaffenen noch gemachten Kraftquelle — aus dem Menschengeschlecht. Der Gesellschaftsmensch wird hier die Achseln zucken und sagen: Darum kümmern wir uns doch längst: „Menschenökonomie“, „Menschenführung“, „Erziehung“, „Berufsausbildung“, „Führerauslese“, „Volksgemeinschaft“, „Klassenlose Gesellschaft“, „Erwachsenenbildung“, „Elastizität“ oder „Wendigkeit“ des Einzelnen und des Volkes, so heißen doch heut die Schlagworte, mit denen die Gesellschaft selber in der Richtung auf diese Energien sich vortastet. Sie will so selber die Mechanisierung, Nervosität, Führerkrisis, Überalterung, Bürokratisierung, den Raubbau mit Menschenkraft, den Klassenkampf oder die Blasiertheit und wie die negativen Vorzeichen alle heißen, bekämpfen, damit sie nicht leerläuft. Sie sucht nach Maßstäben für den Menschen, der die Hauptsachen von den Nebensachen zu unterscheiden weiß, der vernünftige Gewalten an die Stelle der sinnlosen und rohen Gewalten zu setzen vermöchte. Sie wartet auf eine geistige Ordnung des Volkes, das ihr in seinen Altersstufen und Geschlechtern entgegenwache. Wir haben an anderen Orten vielfältig über diese Forderungen gehandelt und zusammen mit vielen anderen Wege zu ihrer Befriedigung beschritten und beschrieben.*

Wir treffen aber auf diesem Wege oft das Mißverständnis, als sei noch der Sozialpolitiker der Mann der Stunde. Niemand wird heute den Mathematiker oder den Seefahrer oder den Jäger für den Mann der Stunde erklären. Mathematik, Seefahrt und Jagd sind da und sollen da sein; aber ihre Träger sind geschaffen. Ihr Typ ist da als Abart des Menschengeschlechts. So steht es mit dem Sozialpolitiker. Sozialpolitik ist da und soll da sein.

* Rosenstock: Lebensarbeit in der Industrie und Aufgaben einer europäischen Arbeitsfront, Berlin 1926. — Vicht-Rosenstock: Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912 bis 1926, Leipzig 1926. — Rosenstock-Wittig: Das Alter der Kirche I—V 1927/28. — Rosenstock: Leben und Arbeit, Zeitwende, April 1928. — Das Erste Jahr der Deutschen Schule für Volkserforschung und Erwachsenenbildung, Stuttgart, Silberburg, 1927. — Friß Klatt: Freizeit, 1929.

Der Sozialpolitiker ist da und trägt die moderne Gesellschaft bereits mit. Aber die besten geistigen Ämter der vorgegesellschaftlichen Welt, der staatlichen Zeit, sind der Sozialpolitik aufgeopfert worden. Die Gegenwart, die der Gesellschaft Nachwuchs, Erneuerung, Bestand und Menschlichkeit sichert, kann vom Sozialpolitiker nicht gestaltet werden. Das meinen wir mit unserer These: der Sozialpolitiker sei gestorben, damit die Sozialpolitik lebe. Denn er hat ja sein Erbannt selbstvergessen umgemünzt in sozialpolitische, in gesellschaftliche Maßnahmen. Die deutschen Sozialpolitiker sind die Symptome für die Einschmelzung aller vorkapitalistischen Ordnung. Je edler und kostbarer die Persönlichkeiten, die sich vom Pfarrer, vom Philosophen, vom Priester zum Sozialpolitiker, zum Agitator und zum Parteigründer bekehrt haben, desto eindringlicher machen sie diesen Einschmelzungsprozeß. Sie haben das Diesseits und den Alltag ordnen müssen und ordnen wollen. Und das haben sie geleistet. Man kann diese Männer nur bewundern. So radikal ist der Bruch, den sie ihrer eigenen Herkunft angetan haben um der Rettung der Massen willen.

Aber ihre Schranke sollen wir nicht übersehen. Die Schranke läuft dort, wo nicht ihre Leistung, sondern ihre Herkunft in Frage kommt. Das was sie aufopfern mußten, das müssen wir wieder gewinnen, um uns zu behaupten: Geistige Gewalten im Volk, Ordnung von Jugend und Alter, Selbstbehauptung des ganzen Mannes und des ganzen Weibes in der Arbeitsteilung der Gesellschaft. Die Ordnung jenseits der reinen Wirtschaftsgesellschaft — sie ist die Schranke des Sozialpolitikers.

Neugestaltung der Ehe?

Von Helmuth Schreiner

II

Nicht nur das Verhältnis der Geschlechter überhaupt hat im Laufe der Geschichte eine Entwicklung durchgemacht. Auch dort, wo die Gültigkeit der Eihe erkannt und gesehen wurde, hat man um den Sinn der Ehe gerungen, vor allem innerhalb der geistigen Kultur des Christentumes. Der grundlegende Satz der christlichen Sexualethik spricht aus, daß die Erfüllung der Liebe in der Gemeinschaft der Geschlechter nur in der Unbedingtheit ihrer Bindung gefunden werden kann. Abgesehen von dieser Grundeinsicht, über die hier nie ein Zweifel geherrscht hat, zeigt die Geschichte der christlichen Ethik jedoch tiefgreifende Gegensätze in der Auffassung der Ehe. Vor allem in den letzten beiden Jahrhunderten hat es sich bitter gerächt, daß wir keine klare und einheitliche evangelische Sexualethik hatten, welche die Eigenart des neutestamentlichen Verständnisses der Ehe und ihre Bedeutung für die individuelle Liebesgestaltung herausstellte. Aber die Erkenntnis jener Gegensätze, um die im

Laufe der Kirchengeschichte gerungen wurde, kann uns zum wichtigen Hinweis auf die heutige Aufgabe werden.

Das Urchristentum hat sich ausdrücklich die alttestamentliche Auffassung zu eigen gemacht, nach welcher der Fortpflanzungstrieb geheiligt ist. Kinder sind Geschenk und Segen Gottes. Aber es ist nicht dabei stehen geblieben. Wie die Arbeit, so stammt auch die Ehe aus dem Paradies. Schon dieser Tatbestand kann davor bewahren den Gehalt der Ehe auf die Fortpflanzungsgemeinschaft zu beschränken. In der Tat hat das Urchristentum niemals den Irrweg beschritten die Ehe als das beste Mittel zur Erzielung von gesunder Nachkommenschaft zu rechtfertigen. Es ist nicht zufällig, daß die Ehe als Bild für den Ausdruck der höchsten Gemeinschaft gebraucht wird. Ähnlich wie die Menschen untereinander verbunden sind in der Ehe, nur noch viel inniger und tiefer, ist die Verbundenheit zwischen Christus und der Gemeinde. Das Urchristentum hat also die Ehe wesentlich als Ausdruck und Gestaltungsmittel einer höheren Gemeinschaft gewertet. Auch zur Zeit der beginnenden Kirche tritt die Auffassung, Fortpflanzung sei „*finis principalis*“, eigentlicher Zweck der Ehe, zurück, so daß sogar Kirchenväter erklären können, das alttestamentliche Gebot „Seid fruchtbar und mehret euch“ habe für ihre Zeit an Bedeutung verloren. Wer gibt uns das Recht diese Stellungnahme nur eschatologisch aus der Erwartung des nahen Endes zu erklären? Liegt sie nicht vielmehr unmittelbar im Evangelium begründet?

Aber dann kam die Zeit der großen Wende, der Kampf mit dem Gnostizismus und Manichäismus. Libertinismus und Askese lehnten beide, wenn auch aus entgegengesetzten Beweggründen, die Ehe als Fortpflanzungsgemeinschaft überhaupt ab. Augustin hat dagegen das für die damalige Zeit entscheidende Wort gesprochen, den objektiven Naturzweck der Geschlechtlichkeit betont und in ihm eine Bekundung des Willens Gottes gesehen. Lust und Eros können nur als anlockende Begleiterscheinung gelten. In jener großen allgemeinen religionsgeschichtlichen Auseinandersetzung ging es im Grunde um Sein und Nichtsein der Kirche. Kein Wunder, daß auch für dieses Sondergebiet der Gegensatz sich bis zur Unwahrheit zuspitzen mußte. Im Kampf gegen die libertinistische Gruppe wird von der Kirche die Lust geradezu als satanisch bezeichnet. Man läßt sich die Kampffront vom Feinde vorschreiben und isoliert auf diese Weise das Verständnis der Ehe auf die Fortpflanzung. Die Folgen sind eindeutig. Nicht nur jedes Verhältniswesen, jede Abtreibung und Kindesaussetzung wurde von der Ethik des Mittelalters weithin verurteilt, auch jede Anwendung von Verhütungsmitteln, jede Form der Rationalisierung und jede auf die Sinneslust während des Geschlechtsaktes gerichtete Absicht. Seit jenen Tagen will der Vorwurf der Leibfeindschaft des Christentums nicht mehr verstummen. Die unselige Verwechslung von „Leib“ und „Fleisch“, vor der ein aufmerksames Lesen der Paulusbrieve eigentlich bewahren könnte,